

Hillebrandt, Frank

## **Differenz und Differenzierung in soziologischer Perspektive**

*formal überarbeitete Version der Originalveröffentlichung in:*

*Lutz, Helma [Hrsg.]; Wenning, Norbert [Hrsg.]: Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen : Leske + Budrich 2001, S. 47-70*

urn:nbn:de:0111-opus-26134

### **Nutzungsbedingungen**

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

#### **Kontakt:**

**peDOCS**

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: [pedocs@dipf.de](mailto:pedocs@dipf.de)

Internet: [www.pedocs.de](http://www.pedocs.de)

Helma Lutz/Norbert Wenning (Hrsg.)

Unterschiedlich verschieden  
Differenz in der Erziehungswissenschaft

Leske + Budrich, Opladen 2001

Die erste Auflage dieses Band erschien 2001 im Verlag Leske + Budrich, Opladen (jetzt VS-Verlag, Wiesbaden) und hatte folgende ISBN:

**ISBN 3-8100-2854-1**

Diese Version des Textes wird von der Herausgeberin und dem Herausgeber verantwortet. Sie macht den Gesamttext mit allen Beiträgen des genannten Bandes durch eine Open-Access-Publikation frei zugänglich. Das Werk ist dennoch insgesamt und in seinen einzelnen Teilen urheberrechtlich geschützt. Das Gesamtwerk bzw. die Einzelbeiträge dürfen nur mit Zustimmung der jeweiligen Autorinnen bzw. Autoren vervielfältigt, übersetzt oder in anderer Weise außerhalb der Grenzen des Urheberrechts genutzt werden. Jede kommerzielle Nutzung ist ausgeschlossen.

## Inhaltsverzeichnis

I	Einführungen.....	9
	Differenzen über Differenz – Einführung in die Debatten.....	11
	<i>Helma Lutz, Norbert Wenning</i>	
	Die Verwandlung der Philosophie in eine historische Diagnostik der Differenzen.....	25
	<i>Rita Casale</i>	
	Differenz und Differenzierung in soziologischer Perspektive.....	47
	<i>Frank Hillebrandt</i>	
	Aspekte der angloamerikanischen pädagogischen Differenzdebatte: Überlegungen zur Kontextualisierung.....	71
	<i>Karin Amos</i>	
	Egalitäre Differenz in der Bildung.....	93
	<i>Annedore Prengel</i>	
II	Disziplintheoretische Zugänge zu Differenz.....	109
	Feministische Perspektiven auf „Differenz“ in Erziehungs- und Bildungsprozessen.....	111
	<i>Martina Löw</i>	
	Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik.....	125
	<i>Susanne Maurer</i>	

Die Rezeption von Differenzdiskussionen in der Vergleichenden Erziehungswissenschaft.....	143
<i>Karin Amos</i>	
Differenz als Konstitutionsproblem der Sonderpädagogik.....	161
<i>Günther Opp, Michael Fingerle, Kirsten Puhr</i>	
<b>III Kategorien zur Konstruktion von Differenz.....</b>	<b>177</b>
Frauen/Männer, Kinder/Erwachsene.....	179
<i>Rolf Nemitz</i>	
Kultur als Differenzierungskategorie.....	197
<i>Thomas Höhne</i>	
Differenz als Rechenaufgabe: über die Relevanz der Kategorien Race, Class und Gender.....	215
<i>Helma Lutz</i>	
An-, Zu- und Ungehörigkeiten Jugendlicher: Herkunft als Auskunft?....	231
<i>Clemens Dannenbeck, Hans Lösch, Felicitas Eßer</i>	
<b>IV Zur Produktion von Differenz.....</b>	<b>249</b>
Dichotome Differenzen und antirassistische Praxis.....	251
<i>Rudolf Leiprecht, Susanne Lang</i>	
Differenz durch Normalisierung.....	275
<i>Norbert Wenning</i>	
<i>Die Autorinnen und Autoren.....</i>	<i>297</i>

## Danksagung

Dieses Buch ist nur zustande gekommen durch die Mitarbeit vieler HelferInnen mit unterschiedlichsten Beiträgen.

Wir bedanken uns insbesondere bei Ingrid Gogolin, Marianne Krüger-Potratz, Rudolf Leiprecht, Karl-Ernst Ackermann und den Studierenden des Seminars „Differenzdebatten in der Erziehungswissenschaft“, das im Wintersemester 1999/2000 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster stattfand, für interessante Hinweise und Kommentare zur inhaltlichen Gestaltung des Buches. Die Autorinnen und Autoren hatten sich mit vielfachen Änderungswünschen unsererseits zu befassen und dabei Ausdauer zu zeigen. Ulrike Fromm, Jeannette Stiller und Bernhard Rosenkötter haben mit viel Geduld die Korrekturen der diversen Versionen des Buches vorgenommen und umgesetzt. Dafür ein besonderes Dankeschön.

Wir hoffen, dass dieses Buch seinen Leserinnen und Lesern Anlass gibt zu heftigen Diskussionen, zu Revisionen und Perspektivwechseln, vielleicht auch zu Widerspruch.

Münster, Sommer 2000  
Helma Lutz und Norbert Wenning

## Hinweise zur Wiederauflage:

Die erneute Auflage dieses Bandes erfolgt, weil die Verlagsfassung im Buchhandel vergriffen ist und zugleich wiederholt Nachfragen nach dem Text an uns gerichtet werden. Eine vollständige Überarbeitung der Beiträge wäre nach fast zehn Jahren reizvoll, erscheint uns aber als recht aufwändig. Zudem hat sich die Debatte um Differenz in der Zwischenzeit weniger dynamisch entwickelt, als wir es erwartet bzw. erhofft hatten. Darum halten wir die Beiträge dieses Bandes auch in der vorliegenden Form grundsätzlich noch für aussagekräftig. Aus diesem Grund wählen wir eine „Zwischenlösung“ und machen die Texte allgemein zugänglich. Die vorliegenden Texte sind seitenidentisch mit denen der ersten Auflage.

Da diese Fassung mit der Schrift UWR-GaramondNo8, die Verlagsfassung aber mit Garamond gesetzt ist, kommt es in manchen Absätzen zu leichten Verschiebungen.

Wir danken allen Beitragenden für ihre Zustimmung zu dieser Form der Veröffentlichung.

Frankfurt am Main, Landau in der Pfalz, Januar 2010  
Helma Lutz und Norbert Wenning

## Differenz und Differenzierung in soziologischer Perspektive

Frank Hillebrandt

Soziologische Theorie orientiert sich an Differenzen, die sie selbst erzeugt oder durch Beobachtung als vorhanden identifiziert. In der Genese der Soziologie werden soziale Einheit und Differenz primär im Hinblick auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, von sozialer Differenzierung und Integration und in Bezug auf die Voraussetzungen der Aufrechterhaltung sozialer Ordnung behandelt. Diese Grundlage der relativ jungen Wissenschaft ist im Kern eine Reflexion der frühmodernen Erfahrung, dass soziale Ordnung eine problematische und im ständigen Wandel befindliche Tatsache ist (Peters 1993, S. 20 f., Wagner 1993, S. 19 f.).

Differenz und soziale Differenzierung bezeichnen in soziologischen Theorien die Bestandteile der Sozialität und stellen sie in ordnender Relation zueinander, um die Möglichkeit sozialer Ordnung auch nach dem Zerfall der tradierten, vormodernen Ordnung weiterhin denken zu können. Wie diese Ausgangsbasis soziologischer Forschung entsteht, ist für das Verständnis des in der Soziologie verwendeten Differenzbegriffs wichtig. Nach diesbezüglichen Klärungsversuchen (1) wende ich mich soziologischen Theorien sozialer Differenzierung zu, die sich auf horizontale Differenzierung (2) und auf vertikale Differenzierung (3) beziehen. Ein Resümee deutet Entwicklungsmöglichkeiten der Theorien sozialer Differenzierung an (4).

### *1 Die Entstehung der Soziologie aus der Erklärungskraft der Unterscheidungen*

Die Ungleichartigkeit der die Welt konstituierenden Teile wird erst mit der Überwindung der feudalen Ständegesellschaft breit reflektiert und problematisiert. Gerade in der Soziologie wird dieses Problem seit ihrer Entstehung im 19. Jahrhundert zum zentralen Gegenstand der Forschung. Ein-

heitsstiftende Instanzen wie der schöpfende Gott der Theologie, der alles beherrschende Staat der frühmodernen Staatstheorien oder die allen Menschen gemeinsame Vernunft der Aufklärungsphilosophie treten in soziologischem Denken zugunsten einer differenztheoretischen Perspektive, die ihre Erkenntnisse aus Unterscheidungen gewinnen will, immer deutlicher in den Hintergrund. Die Soziologie entwickelt sich als Wissenschaft, indem sie die Suche nach Identität und Einheit durch das Streben nach der Entdeckung der *Differenzen* ersetzt. Nicht Einheit, sondern Differenz steht deshalb am Anfang soziologischer Theorien. Der Soziologie kommt es in ihrer Entstehungsphase vor allem darauf an, ihren genuinen Gegenstand in Differenz zu Gegenständen bereits etablierter Wissenschaften zu markieren. Sie will deshalb die Differenz zwischen der Sozialität und den außersozialen Bedingungen für diese Sozialität sehr genau bestimmen.

Der Auslöser für die Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Teildisziplin Soziologie liegt in der zentralen Problemstellung, die den ersten soziologischen Theorien Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts in der zunehmenden Schwierigkeit erscheint, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie soziale Ordnung möglich wird. Dieses Ordnungsproblem wird in zwei, in der Geschichte der Ausdifferenzierung soziologischen Denkens nebeneinander entwickelte Grundfragestellungen transformiert. Die eine konstitutive Problemstellung ist die Frage, wie Personen – obwohl sie als getrennt lebende Wesen, Substanzen, Individuen, Systeme mit eigenem Bewusstsein, also je verschiedenem Vorstellungshaushalt, gedacht werden müssen – dennoch, gemessen an den hochkomplexen, kontingenten und einzigartigen Lebenserfordernissen der einzelnen Personen, relativ schnell in geordnete, hinreichend erwartbare und enttäuschungssichere Beziehung zueinander treten können. Die andere für das Ordnungsproblem der Soziologie relevante Frage löst sich von der Situation der sozialen Beziehung ab, indem problematisiert wird, wie sich eine soziale Realität situationsunabhängig konstituieren kann, die das Kommen und Gehen, das Leben und den Tod der einzelnen Personen überdauert (Luhmann 1981a, S. 208).

Die erste Frage ist primär *mikrosoziologisch*. Sie fragt auf der Interaktionsebene des Sozialen nach der Möglichkeit von geordneter Sozialität zwischen einzelnen sozialen Akteuren. Die zweite Frage ist primär *makrosoziologisch*. Sie fragt auf der Ebene der Gesamtheit des Sozialen nach der Möglichkeit einer übergeordneten, alle Sozialität umfassenden sozialen Ordnung, in der Soziologie mit dem Begriff Gesellschaft bezeichnet. Die daraus abgeleitete dritte Frage befasst sich dann mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Die drei Grundfragen der Soziologie, die sich aus einem zunächst diffusen Ordnungsproblem ergeben, lassen sich in der alle Aspekte soziologischen Denkens bündelnden Frage: *Wie ist soziale Ordnung möglich?* zusammenführen.

Diese Problemstellung gilt als der allgemeinste Bezugspunkt der Sozio-



logie. Sie konstituiert die Soziologie als wissenschaftliche Disziplin, weil sich diese Wissenschaft damit auf die ungesicherte Möglichkeit von Sozialität überhaupt bezieht (vgl. etwa Luhmann 1981a, S. 195, Wagner 1993, S. 19). Erst dadurch, dass Sozialität mit Hilfe der Frage *problematisiert* wird, *wie* sie auf der Interaktionsebene sowie auf der Ebene der Gesellschaft *möglich* ist, und so aus dem alltäglichen, unreflektierten Verständnis des Sozialen herausgenommen wird, entsteht eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, so dass sich die Soziologie vom vortheorietischen Alltagsbewusstsein ablösen und als Wissenschaft vom Sozialen konstituieren kann.

In der Problemstellung, wie eine übersituative soziale Ordnung dauerhaft möglich ist, findet die Soziologie ihren zentralen Gegenstand, den sie mit dem Begriff Gesellschaft bezeichnet. Er bezeichnet die *Gesamtheit* der Sozialität. Differenzen dienen in soziologischen Definitionen der Angabe besonderer Eigenschaften, mittels derer das zu Definierende aus dem umfassenden Gesellschaftsbegriff herausgenommen werden kann. Im Verständnis der frühen Soziologie werden diese Differenzen nicht durch einen Denkkakt des Theoretikers hervorgebracht, sondern entspringen selbst einem sozialen Geschehen, so dass sie als soziale Tatbestände begriffen werden müssen, die die Soziologie durch Beobachtung der Sozialität aufspüren kann. Zu diesen Tatbeständen gehören die unterschiedlichen Teile der Gesellschaft, die sich nur in Differenz zu anderen Teilen eingrenzen und beschreiben lassen. Wird in der Vormoderne die Einheit der Schöpfung beschworen, beschwört die Soziologie als Kind der modernen Gesellschaft Differenzen zwischen sozialen Tatbeständen, die sie wie Dinge behandelt.<sup>1</sup>

In gesellschaftstheoretischer Perspektive lässt sich durch die Identifikation der einzelnen Teile der Gesellschaft ihre Struktur bestimmen. Der Strukturbegriff bezieht sich üblicherweise auf eine Untergliederung der Gesamtheit in verschiedene Elemente und Teilbereiche, deren relativ dauerhafte wechselseitige Beziehungen das Ganze konstituieren und in Bewegung halten. In der Soziologie werden mit dem Strukturbegriff die Elemente und Teilaspekte der Sozialität ordnend in Relation zueinander gestellt. Die Gesellschaftsstruktur ist demnach ein Produkt sozialer Differenzierungsprozesse. Soziale Differenzierung meint den Prozess der Trennung, Absonderung, Ausgliederung und Abgrenzung gesellschaftlicher Teilbereiche (Subsysteme, Subkulturen) und sozialer Einheiten innerhalb einer relativ homogen strukturierten Gesellschaft.

Im Zusammenhang mit sozialer Differenzierung sind zwei Thematisierungsrichtungen zu unterscheiden. Zum einen thematisiert die Soziologie Prozesse der horizontalen und funktionalen Differenzierung. Diese führen mit fortschreitender Arbeitsteilung zu funktional spezialisierten, leistungsfähigeren Subsystemen, Organisationen, Berufen, Positionen, Rollen und

---

<sup>1</sup> So ist der berühmte Satz Durkheims (1991a, S. 115) zu verstehen: „Die erste grundlegende Regel besteht darin, die soziologischen Tatbestände wie Dinge zu behandeln.“

Verhaltensmustern. Zum zweiten thematisiert die Soziologie Prozesse der vertikalen und hierarchischen Differenzierung. Diese verfeinern den abgestuften Aufbau des gesellschaftlichen Über- und Unterordnungssystems (Klassen, Stände, Kasten, Schichten, Statuslagen, Lebensstile) und der Herrschaftsverhältnisse. Für ein Verständnis, wie die Soziologie Differenzen theoretisch handhabt, werden im Folgenden die beiden Richtungen getrennt voneinander nachgezeichnet.

## 2 Horizontale Differenzierung

Soziologische Theorien horizontaler Differenzierung thematisieren zwei Formen gesellschaftlicher Differenzierung. Einerseits identifizieren sie die Zunahme beruflicher Arbeitsteilung, die sich zunächst in der Wirtschaft durch eine technische Spezialisierung von Arbeitstätigkeiten zeigt, die sich jedoch zunehmend auf die Bereiche der Gesellschaft ausdehnt, in denen komplexe Organisationen wie öffentliche Verwaltungen, Krankenhäuser, Schulen, Universitäten etc. die Arbeitstätigkeiten spezialisieren. Diese Form der Differenzierung fasst die Gegenwartssoziologie mit dem Begriff der Rollendifferenzierung, der sich auch auf die zunehmende Spezialisierung der Geschlechterrollen anwenden lässt, die jedoch eher in vertikaler als in horizontaler Beziehung zueinander stehen. Andererseits identifizieren Theorien horizontaler Differenzierung unterschiedliche Handlungslogiken der Gesellschaft, die sich relativ autonom reproduzieren und immanenten Gesetzen gehorchen. Die Identifikation etwa der spezifischen Logik der auf Machterwerb zielenden Politik, der auf Gewinnmaximierung zielenden Wirtschaft, der auf Wahrheitssuche ausgerichteten Wissenschaft etc. fasst differenzierungstheoretisch der Begriff der teilsystemischen Ausdifferenzierung und mündet in dem vor allem von Niklas Luhmann systematisierten Theorem funktionaler Differenzierung (Schimank 1996, S. 9 ff.).

Die Basis dieser gesellschaftstheoretischen Forschungsrichtung ist die Theorie der Arbeitsteilung, die Emile Durkheim mit seiner Studie „Über soziale Arbeitsteilung“ (Durkheim 1992) Ende des 19. Jahrhunderts (1895) vorlegt und als deren Ausgangspunkt Durkheim Folgendes formuliert:

„Die Frage, die am Anfang dieser Arbeit stand, war die nach den Beziehungen zwischen der individuellen Persönlichkeit und der sozialen Solidarität. Wie geht es zu, daß das Individuum, obgleich es immer autonomer wird, immer mehr von der Gesellschaft abhängt? Wie kann es zu gleicher Zeit persönlicher und solidarischer sein? Denn es ist unwiderlegbar, daß diese beiden Bewegungen, wie gegensätzlich sie auch erscheinen, parallel verlaufen. Das ist das Problem, das wir uns gestellt haben. Uns schien, daß die Auflösung dieser scheinbaren Antinomie einer Veränderung der sozialen Solidarität geschuldet ist, die wir der immer stärkeren Arbeitsteilung verdanken. Das hat uns dazu geführt, die Arbeitsteilung zum Gegenstand unserer Studie zu machen“ (Durkheim 1992, S. 82).

Die soziologische Erklärung des sozialen Phänomens Arbeitsteilung benö-

tigt demnach Aussagen über ihren funktionalen Wirkungszusammenhang (Bestandshypothese), über ihren kausalen Entstehungszusammenhang (Entwicklungshypothese), sowie darüber hinaus weisende Aussagen über normale und pathologische Folgen der Arbeitsteilung (Beurteilungshypothese) (Müller/Schmid 1988, S. 483). Durkheim gilt die Arbeitsteilung als ein zentrales Strukturprinzip moderner Gesellschaften, aus dessen fortschreitender Realisierung ökonomische und soziale Probleme resultieren. Seine Lösung der Frage, wie soziale Ordnung unter den Bedingungen zunehmender Arbeitsteilung und Spezialisierung menschlicher Tätigkeiten möglich ist, ist nicht allein, wie bei Hobbes, der regulierende Staat, sondern ein überpersönliches Prinzip der Solidarität, die „organische Solidarität“. Sie ist für Durkheim der Kitt, der die moderne, d. h. arbeitsteilige, Gesellschaft zusammen hält.

Das vornehmliche Ziel jeder Gesellschaft ist nach Durkheim die Abwendung anomischer Zustände. Für ihn kann es, anders formuliert, nur soziales Leben geben, wenn die Einzelmenschen sich assoziieren. Diese Assoziation ist aber keine Vereinheitlichung und Gleichmachung der Einzelnen, da sie für Durkheim um so leichter ist, je zahlreicher und unterschiedlicher die Individuen sind. So ist der individuelle Faktor, also Produktion individueller Einzigartigkeit der Einzelnen durch die arbeitsteilige Gesellschaft, die wichtigste Bedingung des unpersönlichen Faktors, den Durkheim organische Solidarität nennt. Die arbeitsteilige Gesellschaft erscheint als die einzige Quelle zur Produktion individueller Einzigartigkeit. Sie produziert und benutzt gleichzeitig die Individualität der Menschen (Durkheim 1984, S. 367, Anmerkung 128).

Durkheim geht noch sehr vereinfachend davon aus, dass das, was der Einzelne von der Gesellschaft erhält, das unpersönliche Prinzip der organischen Solidarität, allen gemeinsam ist. Trotz der Vereinfachung ist dies zur soziologischen Interpretation des modernen Individualismus erhellend. Weniger die von Durkheim immer betonte Notwendigkeit des Kollektivbewusstseins zur Integration einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft, sondern vielmehr seine Einsicht, dass der Individualismus zur Integration einer arbeitsteiligen Gesellschaft führt, erscheint mir von besonderer Bedeutung. Gemeint ist, dass die unterschiedlichsten Fähigkeiten der Einzelnen in einer arbeitsteiligen Gesellschaft benötigt werden. Ungleichheit der Menschen ist für Durkheim somit eine notwendige Bedingung zum Funktionieren der modernen Gesellschaft.

„Organische Solidarität“ bezieht sich also nicht auf ein Kollektivbewusstsein in dem Sinne, dass sich die Menschen in der arbeitsteiligen Gesellschaft zunehmend angleichen, sondern auf die Kanalisierung der individuell divergierenden Fähigkeiten in Richtung des unpersönlichen Prinzips der organischen Solidarität. Die Fähigkeiten und Eigenschaften der Einzelnen, über Disziplin in den Dienst der die moderne Gesellschaft integrierenden organischen Solidarität gestellt, werden als Produkte der arbeitsteilig differenzierten Gesellschaft vorgestellt.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Arbeitsteilung und organische Solidarität werden deshalb vor allem in Durkheims erzie-

Mit Durkheims Gesellschaftstheorie entsteht eine Richtung der Soziologie, die nach notwendigen Bedingungen zur Integration der modernen Gesellschaft forscht. Mit seinen gesellschaftstheoretischen Grundannahmen wird Durkheim zum Ahnherrn eines „orthodoxen Konsenses“ (Giddens) in der Soziologie, für den die Frage nach den Bedingungen gesellschaftlicher Integration im Kontext zunehmender sozialer Differenzierungsprozesse zum Kardinalproblem der Gesellschaftstheorie avanciert. Talcott Parsons verfestigt diese Tradition, indem er das Problem sozialer Differenzierung mit Hilfe handlungs- und systemtheoretischer Denkfiguren spezifiziert. Die Leitvorstellung der dabei konstruierten Systemtheorie der Gesellschaft ist, dass jede soziale Ordnung, auch die des modernen, funktional differenzierten Gesellschaftssystems, auf einem durch geteilte Normen und Werte begründetem Fundament ruht (Schimank 1996, S. 117). Auf dieser Basis entwickelt Parsons ein ausgefeiltes Konzept systemischer Differenzierung. Dabei steht neben dem Persönlichkeitssystem der Gesellschaftsmitglieder das soziale System als Zusammenhang der Interaktionsbeziehungen mehrerer Handelnder, das kulturelle System als Zusammenhang genereller Werte, Normen und Symbole, die den Handelnden Orientierungen bereitstellen, und das organische System des biologischen Organismus. Diese Systemebenen bilden die vier Komponenten zum Erhalt sozialer Ordnung.

Die Frage der Reproduktion sozialer Ordnung stellt sich in diesem begrifflichen Rahmen als Frage nach dem Verhältnis von kulturellem/sozialem System auf der einen und Persönlichkeitssystem/Organismus auf der anderen Seite. Das Verhältnis dieser Pole löst Parsons mit Hilfe seines als analytisches Instrument eingeführten AGIL-Schemas auf. Jedes Handeln entsteht danach in Bezug auf alle vier Funktionen des AGIL-Schemas, da die Dimensionen dieses Schemas als allem Handeln zugrundeliegende Rahmenbedingungen gelten (Kiss 1990, S. 59, Schimank 1996, S. 96 f.). Das AGIL-Schema fasst die für alle Systeme konstitutiven Funktionen zusammen: *Adaptation* (A), *Goal attainment* (G), *Integration* (I) und *Latent pat-*

---

lungswissenschaftlichen Texten in enger Verbindung mit dem Begriff Disziplin gedacht. Disziplin erscheint als nützlich und für das Individuum notwendig, weil sie „von der Natur selbst gefordert wird“ (Durkheim 1984b, S. 103). Der Mensch braucht Disziplin, weil er als „Teil des Ganzen“ und damit auch als „moralischer“ Teil der Gesellschaft ein „begrenzt Wesen“ (ebd.) ist. „Er kann also nicht, ohne seiner Natur zu widersprechen, versuchen, sich von den Grenzen, die ihm von allen Seiten aufgezwungen sind, zu lösen“ (ebd.). Dieser ahistorische und anthropologische Disziplinbegriff wird auf die moderne Gesellschaft angewendet, indem er auf das moderne „organische“ Solidaritätsprinzip bezogen wird. Die in vormodernen Gesellschaften auf reziproke Gleichheit beruhende mechanische Solidarität muss über eine in der modernen Gesellschaft sich ausdifferenzierende funktionale Arbeitsteilung durch eine gewählte, „organische“ Solidarität ersetzt werden, um den Einzelnen zu einem funktionsfähigen Organ des Gesellschaftsorganismus zu formen. Nur über die Unterordnung der Individuen unter das Prinzip einer organischen Solidarität ist soziale Ordnung in modernen Gesellschaften möglich. Der Erziehung kommt die Funktion zu, diese Solidarität in den Einzelnen zu erzeugen.

*tern maintenace* (L) müssen von allen Systemen funktional erfüllt werden, damit sich die Systeme reproduzieren können. Diese Option gilt für das Gesellschaftssystem wie für interaktionsnahe Handlungssysteme, mit anderen Worten: für alle sozialen Handlungssysteme.<sup>3</sup>

Das erste funktionale Erfordernis dauerhafter Reproduktion von Handlungssystemen ist *adaptation*. Dieser Begriff, nur bedingt mit Anpassung zu übersetzen, meint den Bezug des sozialen Handlungssystems zur biologischen und physikalischen Umwelt. Nur wenn sich das soziale Handlungssystem diesen konstitutiven Voraussetzungen anpassen kann, wird es sich reproduzieren. Ist diese Anpassung gestört, kommt es zum sozialen Wandel, oder das System hört auf zu existieren. *Adaptation* gelingt nur in Verbindung mit *latent pattern maintenances*. Diese sind eng mit dem kulturellen System verbunden, da Kultur die latenten Gewissheiten des Handelns bereitstellt. Als funktionales Erfordernis der sozialen Reproduktion müssen dem Handeln der Menschen über das kulturelle System generalisierte sinnhafte Orientierungen in Gestalt von Werten und Normen und daran anknüpfenden Deutungsmustern zur Verfügung gestellt werden, damit die Handelnden bestimmten Zielen folgen (*goal attainment*), die zumindest nicht der geordneten Reproduktion des Gesellschaftssystems entgegenstehen. Nur so passen sich die Menschen über das Persönlichkeitssystem den Bedingungen des sozialen Systems an (*integration*).

„Abweichendes Verhalten“<sup>4</sup> kann zwar in gewissem Maße absorbiert werden. Wird es jedoch zur Regel, ändern sich langsam die sozialen Strukturen und damit das Normen- und Wertesystem, oder es kommt zu anomischen Zuständen wie Bürgerkrieg oder soziales Chaos (vgl. etwa Parsons 1966, S. 27). Schimank fasst den aufgezeigten handlungstheoretischen Argumentationszusammenhang, der für das von Parsons entwickelte differenzierungstheoretische Konzept der modernen Gesellschaft grundlegend ist, so zusammen:

„Handlungszusammenhänge vermögen sich dann und nur dann dauerhaft zu reproduzieren, wenn erstens die körperlichen Bedürfnisse der involvierten Handelnden sowie zweitens deren motivationale Antriebe befriedigt werden und dies drittens sozialen Koordinationserfordernissen sowie viertens übergreifenden kulturellen Orientierungsmustern gerecht wird“ (Schimank 1996, S. 97).

Auch das moderne, funktional differenzierte Gesellschaftssystem muss die Koordination der vier Funktionen des AGIL-Schemas sicher stellen, um sich reproduzieren zu können. Die theoretische Lösung liegt für Parsons in der gesellschaftlichen Integration als Zusammenwirken horizontaler und

---

<sup>3</sup> Zur Herleitung siehe etwa Parsons 1976, S. 85 ff., in gesellschaftstheoretischer Perspektive ebd., S. 121 ff. Die deutsche Übersetzung der Begriffe ist bis heute uneinheitlich. Ich verwende daher, und weil die Begriffe sich nur bedingt ins Deutsche übertragen lassen, die englischen Originalbegriffe. Die sinnvollste Übersetzung wäre m. E. folgende: A (*adaptation*) = Anpassung, G (*goal attainment*) = Zielerreichung, I (*integration*) = Integration und L (*latent pattern maintenance*) = Strukturhaltung und Spannungsbewältigung.

<sup>4</sup> Zum Begriff des „deviant behavior“ vgl. exemplarisch Parsons 1966, S. 249 ff.

vertikaler Mechanismen. Als horizontale Mechanismen erscheinen die *double interchanges* zwischen den analytischen Subsystemen Wirtschaft (*adaptation*), Politik (*goal attainment*), gesellschaftliche Gemeinschaft (*integration*) und dem Treuhandsystem<sup>5</sup> (*latent pattern maintenance*). Die vertikalen Mechanismen der gesellschaftlichen Integration bezeichnen die kybernetische Kontrollhierarchie der Funktionserfordernisse.<sup>6</sup> Demnach werden die ermöglichenden Kräfte, die den Spielraum für Handlungsmöglichkeiten erhöhen, durch das Wirtschaftssystem über Bedürfnisbefriedigungen (*adaptation*) sowie durch die Politik über Zielorientierungen (*goal attainment*) ermöglicht. Diese Kräfte werden aber, soll die Integration der modernen Gesellschaft gelingen, durch die ordnenden Kräfte der gesellschaftlichen Gemeinschaft, die die Gesellschaft vor Konflikten schützt, sowie die Werte, Normen und Symbole des Treuhandsystems, die dauerhafte Orientierungen bereitstellen, also die Handlungsmöglichkeiten einschränken, mehr und mehr überlagert. Die Funktionen *adaptation* und *goal attainment* müssen erfüllt sein, damit es zu dieser integrativen Leistung der Funktionen *integration* und *latent pattern maintenance* kommen kann. Nach und nach spielt sich so eine Ordnung ein, die Neues, Kreatives oder auch Nichtvorhersehbares nicht mehr benötigt, weil die Ordnung reibungslos funktioniert, indem die vier Funktionen zum Erhalt der Ordnung optimal bedient werden und durch *double interchanges* miteinander in Beziehung stehen (Parsons 1976, S. 121 ff., Schimank 1996, 113 ff.).

In diesem Konzept sozialer Ordnung kommt es vor allem auf die Integration der funktional differenzierten Gesellschaft an. Die notwendige funktionale Formung des Persönlichkeitssystems geschieht über die Internalisierung allgemein gültiger Werte und Normen. Die L-Funktion, durch das Treuhandsystem bedient, steht in der modernen Gesellschaft an der Spitze der kybernetischen Hierarchie. Die Werte, Normen und Symbole bewirken letztlich den Zusammenhalt, die Integration der Gesellschaft. Soziale Kontrolle, Sozialisation und Erziehung produzieren im gesellschaftlichen Treuhandsystem (*latent pattern maintenance*) die für die Integration der Gesellschaft notwendige Verinnerlichung der Werte, Normen und Symbole durch das Persönlichkeitssystem. In der daraus abgeleiteten Sozialisationstheorie Parsons' geht es folglich darum, wie eine auf Individuen beruhende soziale Ordnung möglich ist. Die nur scheinbar plausible Lösung dieses grundlegenden Problems geht davon aus, soziale Ordnung sei nur durch Sozialisation der Individuen im Hinblick auf kulturelle Werte und Normen möglich. Seit Durkheim ist dies ein herr-

---

<sup>5</sup> Treuhandsystem meint das System, das die kulturellen Werte und Normen einer Gesellschaft treuhänderisch verwaltet und aufbewahrt (siehe Parsons 1976, S. 123).

<sup>6</sup> Parsons nimmt im Gegensatz zu Luhmann an, dass die Erfüllung bestimmter gesellschaftlicher Funktionen von größerer Relevanz zum Erhalt der sozialen Ordnung ist, als die Erfüllung anderer Funktionen. Diese „Kontrollhierarchie“ wandelt sich entsprechend der Evolution des Gesellschaftssystems.

schender Topos soziologischer Theorie, der die Integration des Individuums in die Gesellschaft als notwendige Bedingung zur geordneten Reproduktion der Gesellschaft ansieht. Die Frage nach gesellschaftlicher Integration wird über eine Theorie der Sozialisation von der Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Ganzen und seinen Teilen zu der nach dem Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft verlagert (Gilgenmann 1986, S. 94). Die Sozialisationstheorie erscheint dann als Grundlage einer Theorie des Gesellschaftssystems.

Als Lösung des Problems der theoretischen Erreichbarkeit der Differenz von Mensch und Gesellschaft wird ein Wertekonsens vorgestellt, „der auf zunehmende Differenzierung durch zunehmende Generalisierung reagiert“ (Luhmann 1997, S. 27). Er ist für Parsons unerlässliche Vorbedingung für die Bildung sozialer Handlungssysteme sowie für die Aufrechterhaltung sozialer Ordnung. Zweifel am Wertekonsens werden über die Sozialisationstheorie abgearbeitet, indem hier theoretisch davon ausgegangen wird, Sozialisation Sorge für die Internalisierung der für den Erhalt der sozialen Ordnung notwendigen Werte, Normen und Symbole. Der Einzelne ist danach gezwungen, seine Wünsche und Ziele dem gesellschaftlichen Wertekonsens unterzuordnen.

Konflikt, Dissens, Kontingenz und andere Phänomene, die sich nicht mit dem Konsensbegriff fassen lassen, werden kurzerhand marginalisiert. An die Stelle der Beobachtung von Konflikten tritt die These einer durch Sozialisation ermöglichten *Zwangintegration* des Einzelnen in moderne gesellschaftliche Strukturen, die als ein funktionales Erfordernis der modernen Gesellschaftsstruktur – die sich durch funktionale Differenzierung auszeichnet – begriffen wird. Diese von Parsons entwickelte klassische Sozialisationstheorie wird aber mit dem Problem der kontingenten Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung der Einzelnen konfrontiert, ohne es wirklich lösen zu können. Der Einzelne lernt nicht nur die für das Gesellschaftssystem funktionalen Rollenmuster zu bewältigen, er entwickelt zudem die Fähigkeit, sich selbst von sozialen und funktionalen Anforderungen, die die Gesellschaftsstruktur ihm abverlangt, zu unterscheiden, wie beispielhaft bereits G. H. Mead zeigt. Nach Mead doppelt der Einzelne sich in „I“ und „me“, in eine personale und eine soziale Identität (vgl. etwa Mead 1980 passim). Der Einzelne ist demnach in der Lage und gezwungen, mit sich selbst zu kommunizieren und als Individuum jene Ganzheit zu werden, die er im fragmentarischen, sprunghaften Verlauf seines eigenen Vorstellungslebens zunächst gar nicht ist (Luhmann 1989, S. 152). Die Parsons'sche Integrationsthese, die direkt an Durkheims Solidaritätskonzept anschließt, kann diesen kontingenten Selbstbeschreibungen nicht wirklich begegnen. Integrationstheorien wie die Parsons' müssen letztlich die soziale Welt als „ein Universum objektiver, von den Handelnden unabhängiger Regelmäßigkeiten, die vom Standpunkt eines unparteiischen, die beobachtete Welt überfliegenden Beobachters jenseits des Handelns konstruiert sind“ (Bourdieu 1993, S. 86), begreifen. Die Gesellschaft erscheint dabei quasi als Subjekt in Großformat, dessen Objekte die sozial handelnden Menschen sind.

Diese Schwächen der strukturell-funktionalen Theorie gesellschaftlicher Differenzierung sind für Luhmann Anlass, die Theorie sozialer Differenzierung zu reformulieren. Die strukturell-funktionale Theorie Parsons' deutet die durch funktionale Differenzierung ausgelösten Standardhebungen strukturbezogen als Anpassungen an die Systemumwelt mit Blick auf die Bestandserhaltung eines bewährten Kulturmusters (Kiss 1990, S. 60). Die neuere Systemtheorie Luhmanns transformiert dieses strukturell-funktionale Paradigma in ein funktional-strukturelles, indem sie von der These der Unwahrscheinlichkeit ausgeht. Sie setzt die Routineerwartungen und Sicherheiten des täglichen Lebens nicht voraus, sondern versucht zu erklären, „wie Zusammenhänge, die an sich unwahrscheinlich sind, dennoch möglich, ja hochgradig sicher erwartbar werden“ (Luhmann 1981b, S. 25). Die Existenz sozialer Ordnung ist nicht als Erfahrungstatsache Ausgangspunkt der Überlegungen, sondern wird vielmehr problematisiert. Das allgemein Bekannte und Vertraute wird zur Möglichkeit im Horizont anderer Möglichkeiten. Diese Option determiniert eine methodische Verlagerung der Gesellschaftsanalyse, weg von den Integrationsleistungen der Systeme – und somit auch der Gesamtgesellschaft – hin zu den Problembearbeitungen, die zur Systembildung führen.

Eine derartige Umstellung birgt weitreichende *methodische* Konsequenzen: Die Intention, Gegebenes als unwahrscheinliche Form von Problembearbeitung zu fassen, zwingt die Theorie zur Einrichtung eines spezifischen Sonderhorizontes der Welt, „der das, was bei Informationsverarbeitung sowieso geschieht, nämlich das Abtasten von Differenzen, unter bestimmte Bedingungen setzt und damit in eine bestimmte Form bringt“ (Luhmann 1984, S. 83). Der Entwurf eines wissenschaftlichen Sonderhorizontes, den letztlich jede Theorie zur Erzeugung von Erkenntnissen benötigt, ist kein intellektueller Selbstzweck. Er dient vielmehr der Informationsgewinnung, indem durch funktionale Analyse das Normale, alltäglich Erfahrbare ins Unwahrscheinliche aufgelöst wird, um dann begreiflich zu machen, warum es trotzdem mit hinreichender Regelmäßigkeit zustande kommt (Luhmann 1981b, S. 12).

Zur Konkretisierung der funktionalen Analyse wählt Luhmann (1988a, S. 293) einen *differenztheoretischen* Ansatz, der Systeme *nicht* wie die strukturell-funktionale Theorie sozialer Differenzierung als objektivierbare Einheiten begreift. *Differenz* wird zum Mittelpunkt der Theorie. Thema ist nicht die objektive Einheit mit bestimmten Eigenschaften, die objektiv beobachtet und über deren Bestand oder Nichtbestand Entscheidungen gefällt werden können. Thema ist vielmehr der *Prozess* einer ständigen Systemkonstitution.

Um diesen Prozess adäquat zu beschreiben, ist die Systemtheorie mit Differenzen anzureichern. *Leitdifferenzen* der Systemtheorie sind allgemein die gängigen Unterscheidungen Teil/Ganzes und System/Umwelt. Neu eingeführt wird die Differenz von *Identität und Differenz* (Luhmann 1984, S. 26). Diese Differenz, auch als *Differenz zwischen Selbst- und Fremdreferenz* bezeichnet (Willke 1987, S. 254), zwingt zu einem Systembegriff der Gesellschaft, der



sich von dem anderer systemtheoretischer Ansätze strukturell unterscheidet.

In der Ausformulierung der Systemtheorie der Gesellschaft als spezifische Form soziologischer Beobachtung verweigert Luhmann konsequent die Frage, *was* die Gesellschaft ist, was ihr Wesen ausmacht. Er problematisiert stattdessen, *wie* Gesellschaft möglich ist. Die Umstellung der Gesellschaftstheorie von Was- auf Wie-Fragen geschieht auf mindestens drei theoretischen Ebenen. Zunächst fragt er erkenntnistheoretisch, wie Gesellschaft theoretisch gefasst, wie sie als *soziales* System beobachtet werden kann, obwohl jede Beobachtung der Gesellschaft, auch eine soziologische, für Luhmann (1990, S. 15, 1997, S. 1128 ff.) immer „autologisch“ ist, da sie als Beobachtung der Gesellschaft in der Gesellschaft zu verstehen ist und sich dadurch selbst auflöst. Er findet die Lösung dieser Paradoxie des gesellschaftstheoretischen Beobachtens in einer Umstellung der Beobachtung erster Ordnung zu einer zweiten Ordnung, die Beobachter beobachtet und sich selbst dabei nicht ausschließt, so dass die soziologische Beschreibung der Gesellschaft als „reflektierte Autologie“ (Luhmann 1997, S. 1128) zu fassen ist.

Als zweites fragt er auf der Suche nach einem Differenzbegriff der Gesellschaft, wie sich Gesellschaft selbst möglich macht, wie sie sich aus sich selbst heraus ständig neu reproduziert. Seine Antwort, die er aus der Leitdifferenz zwischen System und Umwelt sowie aus seiner Kommunikationstheorie gewinnt, ist ebenso banal wie unspektakulär:

„Die Eindeutigkeit der Außengrenze (= die Unterscheidbarkeit von Kommunikation und Nichtkommunikation) ermöglicht die operative Schließung des Weltgesellschaftssystems und erzeugt damit eine durch die Umwelt nicht mehr determinierbare, interne Unbestimmtheit offener Kommunikationsmöglichkeiten, die nur mit Eigenmitteln, nur über Selbstorganisation in Form gebracht werden kann“ (Luhmann 1997, S. 151).

Als drittes fragt er, wie sich die Gesellschaft in sich selbst sozial differenziert, welche Form der sozialen Differenzierung sie nutzt, um ihre Eigenkomplexität handhabbar zu machen. Bekanntlich schreibt er der Gegenwartsgesellschaft in diesem Zusammenhang einen Primat der funktionalen Differenzierung zu, der sich darin zeigt, dass sich unterscheidbare Funktionssysteme ausdifferenzieren, die sich über das Bedienen einer sachlichen Funktion auf das Gesellschaftssystem beziehen und sich durch binäre Codes eindeutig voneinander unterscheiden (vgl. u. a. Luhmann 1997, S. 743 ff.). Diese Einsicht gewinnt er, indem er die Gesellschaft in sozialer, zeitlicher und sachlicher Dimension kommunikationstheoretisch, evolutionstheoretisch und differenzierungstheoretisch thematisiert (ebd., S. 1138). Die Systemtheorie der Gesellschaft ist demnach „keine Seinsaussage, sondern eine wissenschaftsspezifische Konstruktion“ (ebd., S. 81), die sich auf allen theoretischen Ebenen an *Differenzen* orientiert.

Schon ein Begriff der Gesellschaft ist in dieser Theoriearchitektur differenztheoretisch zu fassen. Daher wird Gesellschaft streng formal bestimmt. Sie *ist* im differenztheoretischen Theoriedesign Luhmanns die Differenz

von Gesellschaftssystem und seiner Umwelt (vgl. Luhmann 1994 passim). Gesellschaft erzeugt sich, weil sie ein soziales System ist, als Form schon, wenn überhaupt kommuniziert wird. Die *Form* der Gesellschaft ist folglich bedingungslos. Die einzige Bedingung für Gesellschaft ist, dass sich Kommunikation reproduziert.

Wichtig ist, dass eine sich in der modernen Gesellschaft ausdifferenzierende prinzipielle Funktionsorientierung weitreichende Folgen für die Komplexitätssteigerung der Gesellschaft und für deren Beschreibung als komplexes soziales System hat. Die Umstellung der stratifikatorischen Differenzierung der Ständegesellschaft auf primär funktionale Differenzierung bedeutet neben einer Umstellung der Form der Binnendifferenzierung der Gesellschaft von ständisch zu funktional und einer Zunahme des Grades der Differenziertheit der Gesellschaft auch ein Fortschreiten der Ausdifferenzierung des Gesellschaftssystems selbst. Damit wird die Differenzierung zwischen Gesellschaft, menschlicher Umwelt und anderen externen Referenzen wie z. B. Natur und Atmosphäre für die soziologische Theorie relevant (Stichweh 1991, S. 37). Mit funktionaler Differenzierung wird es durch das Sichtbarwerden der Gesellschaft kontingent, die Gesellschaft als komplexes Sozialsystem mit psychischer, biologischer, natürlicher etc. Umwelt aus einer innergesellschaftlichen Systemperspektive heraus zu beobachten. Die Komplexität der modernen Gesellschaft ist daher eine wichtige Evidenz für das Entstehen komplexer Gesellschaftstheorien und mithin für die Ausdifferenzierung der Soziologie zu einer eigenständigen Wissenschaft.

Das Augenmerk Luhmanns ist auf die alle Kommunikation umfassende Weltgesellschaft gerichtet, die die Evolution in bestimmter Weise strukturiert. Seine darauf gebaute Theorie bietet faszinierende Erklärungen dafür, wie sich funktionale Differenzierung in der Geschichte manifestiert und welcher Eigenlogik das Soziale gehorcht, weil es als Realität *sui generis* irreduzibel ist und deshalb nur aus sich selbst heraus verstanden werden kann. Luhmanns Wie-Fragen sind jedoch immer retrospektiv. Sie problematisieren mit der Analyse der Kommunikation als Text der Gesellschaft, wie es zu funktionaler Differenzierung kommen konnte, obwohl auch Anderes möglich gewesen wäre. Die Gesellschaftsstruktur, die sich in der Moderne einstellte, wird von Luhmann als so umfassend beschrieben, dass sie sich quasi von selbst reproduziert. Systeminterne Strukturen, die Luhmann suchte und fand, sorgen für eine relativ stabile, Irritationen – wie die massenhafte Verelendung der Weltbevölkerung, global wirksame Ökologieprobleme, diktatorische Unrechtsstrukturen oder gewaltige Unterschiede in der Verteilung des Reichtums – absorbierende Reproduktion funktionaler Differenzierung. Die einzige Bedingung für diese „autopoietische“ Reproduktion, die außerhalb des Systems zu suchen ist, lautet, dass es in der Umwelt der Gesellschaft psychische Systeme geben muss, die sich aus sich selbst heraus, „autopoietisch“, reproduzieren. Das Soziale geschieht quasi

*neben* den psychischen Systemen, die so etwas wie staunende Zuschauer der Kommunikation in der Gesellschaft sind, und durch ihre Beobachtung dieser Kommunikation nur selten durchschauen, was auf der Bühne des Sozialen geschieht. Dieses seltene Verstehen bleibt zudem meistens folgenlos für die kommunikative Reproduktion des Gesellschaftssystems. Dabei ist es spätestens seit Max Weber eine soziologische Binsenweisheit, dass sich Strukturen nur reproduzieren, wenn Akteure in bestimmter Weise handeln, wenn also die Einzelnen tatsächlich in das Geschehen involviert sind, weil nur mit ihnen und ihren Handlungsdispositionen strukturierte Sozialität überhaupt möglich ist. Dieser Aspekt der soziologischen Theorie wird, wie Uwe Schimank (etwa 1995 passim) zeigt, in der neueren Systemtheorie zugunsten einer in sich schlüssigen, jedoch weitgehend inhaltsleeren „System/Umwelt-Metaphorik“ (Bohnen 1994, S. 300) marginalisiert.<sup>7</sup>

Betrachtet man etwa die Entwicklung der als *Favelas* oder *Ghettos* bezeichneten Ausschlussgebiete in sogenannten Entwicklungsländern, stellt sich die Frage, inwiefern eine sich global auswirkende funktionale Differenzierung des Gesellschaftssystems den nachhaltigen Ausschluss breiter Bevölkerungsteile von den Inklusionsregeln der Funktionssysteme befördert, und welche der funktionalen Differenzierung inhärenten Ursachen für das ständige Anwachsen der Elendsgebiete zu finden sind (vgl. Hillebrandt 1999, S. 260 ff., 2000 passim). Dabei muss eine systemtheoretische Analyse aus den Höhen extremer Abstraktion, der Komplexität des Gegenstandes Weltgesellschaft geschuldet, in die Praxis konstituierende Lebenswirklichkeit sozialer Akteure zurückfinden, um ihre Handlungen und Handlungsdispositionen sichtbar zu machen, die den Ausschluss von sozialer Teilhabe stetig neu erzeugen. Der soziale Ausschluss manifestiert sich ständig in Situationen der Missachtung, die die Unterlegenheit und die Inferiorität der Ausgeschlossenen erst sichtbar machen. Solche Situationen entstehen nur dann, wenn es soziale Akteure gibt, die bestimmten Bevölkerungsgruppen die soziale Anerkennung verweigern. An diesem Punkt stößt man an die Grenzen der funktionalistischen, dem System/Umwelt-Paradigma sklavisch verpflichteten Theorie, die zugunsten einer konsistenten Theorie gesellschaftlicher Differenzierung das motivierte Einzelhandeln

---

<sup>7</sup> Die Begründung für seinen strikt formalen Systembegriff entwickelt Luhmann aus den Verkürzungen der handlungstheoretischen Systemtheorie Parsons', die er hinter sich lassen will (vgl. etwa Luhmann 1988b passim). Gewinnbringend ist, das sehr viel Ahistorisches voraussetzende AGIL-Schema aufzulösen, um der strukturellen Vielfalt und Dynamik moderner Gesellschaften gerecht zu werden. Unklar bleibt, warum mit der Ablehnung des AGIL-Schemas die handlungstheoretische Komponente der Systemtheorie verabschiedet wird, die sich auf die Handlungsdispositionen sozialer Akteure bezieht. Ein dünnes Argument ist, den Akteurbezug der Systemtheorie abzulehnen, weil es empirisch schwer ist, „Milliarden von gleichzeitig handelnden Akteuren“ zu begegnen und die historische Genese von sozialen Systemen an handelnde Akteure zurück zu binden (ebd., S. 132, Fußnote 9). Beides ist ja nicht zwingend erforderlich, will man den Akteurbezug der sozialen Systeme einschließlich der Gesellschaft in die Analyse einbeziehen.

und dessen Effekte defätistisch unthematisiert lässt. Soziologische Theorien vertikaler Differenzierung beziehen sich, im Gegensatz zu den hier behandelten Theorien horizontaler Differenzierung, auf die Frage, wie sich soziale Ungleichheit in der modernen Gesellschaft dauerhaft reproduziert. Sie berücksichtigen dabei die für die sozialen Akteure relevanten soziokulturellen Repräsentationen der sozialen Welt, die für die Theorie funktionaler Differenzierung höchstens eine marginale Rolle spielen.

### 3 Vertikale Differenzierung

Soziale Ungleichheit beginnt im soziologisch präzisen Sinne erst dort, wo aus sozialer Ungleichartigkeit oder Heterogenität über einen Bewertungsprozess soziale Ungleichwertigkeit bzw. Ungleichheit entsteht. Erst dieser Bewertungsprozess macht aus objektiven Unterschieden, dem alternativen „so oder so“, soziale Unterscheidungen, das hierarchisierte „besser oder schlechter“ (Müller 1992, S. 286). Das unterschiedliche Haben wird z. B. über gesellschaftliche Bewertungsprozesse in unterschiedliches Sein der Akteure umgewandelt. Dementsprechend gilt die Aufmerksamkeit der soziologischen Ungleichheitsforschung weniger den Verschiedenartigkeiten der Menschen als den typischen, ungleichen Lebensbedingungen von *Gruppen* innerhalb der Gesellschaft. In der Literatur besteht weitgehender Konsens, dass soziale Ungleichheit in der modernen Gesellschaft mindestens zwei signifikante Quellen hat: eine distributive und eine relationale. Die distributive Quelle speist sich aus der ungleichen Verteilung von Reichtum und Wissen vermittelt über Geld und Zeugnis (Titel). Die relationale Quelle speist sich aus der sozial strukturierten Beziehungsungleichheit, die den Status nach der Position in der Hierarchie und Assoziation innerhalb bürokratischer Organisationen (Rang) und an der Zugehörigkeit zu exklusiven Gruppen bemisst. Der Begriff soziale Ungleichheit bezeichnet somit die *gesellschaftlich hervorgebrachten* positiv oder negativ privilegierten Lebensbedingungen von Menschen, die in ihrer Gesamtheit die Lebens- und Handlungschancen des Einzelnen in der Gesellschaft bestimmen.

Soziale Ungleichheit, in der feudalen Ständegesellschaft über eine religiöse Semantik als gottgewollte Ungleichartigkeit legitimiert, wird über den sozialen Wandel der Gesellschaftsstruktur in der Moderne reflexiv. Ungleichheit ist hier nicht, wie in der Ständegesellschaft, rechtlich und politisch verbürgt. Sie ist faktisch und sozial verankert und erscheint wegen der formalrechtlichen Gleichstellung der Individuen als Ungerechtigkeit. Mit der von Ulrich Beck (1986, S. 218) über den Begriff Individualisierung beschriebenen zunehmenden Freisetzung der Einzelnen aus festgefühten Sozialmilieus werden persönliche Schuldzuweisungen im Kontext des Problems sozialer Ungleichheit virulent. Der Einzelne macht sich für seine defizitäre Lebenslage verantwortlich, indem er sich in Differenz zu anderen betrachtet. Eine weitere Modernisierung der

Gesellschaft, die die Freisetzung der Einzelnen aus homogenen Sozialmilieus vorantreibt, wird das Problem sozialer Ungleichheit nicht lösen, sondern verschärfen, indem es sich in den Privatbereich der Einzelnen verlagert. Eine Analyse der vertikalen Differenzierung der modernen Gesellschaft steht deshalb nach wie vor auf der Agenda der Gesellschaftstheorie.

Im Anschluss an Bourdieus grundlegende Studien (vor allem 1987) revidiert die soziologische Theorie sozialer Ungleichheit ihre traditionelle Fixierung auf primär ökonomische Interessen der herrschenden Klasse. Dies geschieht zugunsten einer Analyse der moralischen Gefühle der *Alltagskultur*. In Ergänzung zur klassischen ökonomischen Dimension sozialer Ungleichheit, in marxistischer Tradition theoretisch über den Klassenantagonismus zwischen Lohnarbeit und Kapital gefasst, werden in gegenwärtigen Forschungsansätzen weitere Ungleichheitsdimensionen benannt, die sich auf die soziokulturelle Reproduktion von Ungleichheitsstrukturen beziehen. Der Begriff Lebensstil ist in diesem Zusammenhang zentral.

Mindestens drei Verwendungsweisen des Lebensstilbegriffs, die ihm unterschiedliche Funktionen zuschreiben, sind voneinander zu unterscheiden (Müller 1989, S. 53 f.): In *deskriptiver* Funktion gelten unterschiedliche Lebensstile als Ausgangspunkte einer detaillierten ethnographischen Beschreibung von Gruppen, Milieus und Konsummustern. In *zeitdiagnostischer* Funktion steht Lebensstil für die Beschreibung neuer Trends, Formen und Stile der gesellschaftlichen Entwicklung, die als Zeichen der Zeit angesehen werden. In *theoretischer* Funktion erscheint Lebensstil als der zentrale Begriff, um neue Konzeptionalisierungen und Erklärungen sozialer Differenzierung und sozialer Ungleichheit zu ermöglichen. In all diesen Verwendungsweisen ist der Begriff mehr oder weniger auf das expressive, interaktive, evaluative und kognitive Verhalten sozialer Akteure bezogen (Müller/Wehrich 1991, S. 123), wobei die Gewichtung der Aspekte variiert. Der Begriff Lebensstil muss von anderen wie Lebenslage, Lebensweise und Lebensführung abgegrenzt werden, indem damit ausschließlich *expressive Lebensführungsmuster* bezeichnet werden, die sicht- und messbarer Ausdruck der gewählten bzw. erzwungenen Lebensführung sind (ebd., S. 122).

Eine Ungleichheitsforschung, die über Ursachen sozialer Ungleichheit in der Gegenwartsgesellschaft aufklärt, wird vor allem die theoretische Funktion des Lebensstilbegriffs in den Vordergrund stellen. Wichtig ist dabei, dass der selektive Zugriff der einzelnen sozialen Akteure auf spezialisierte Teilaspekte der Lebensführung *strukturell* erzwungen ist. Dies eröffnet Gestaltungsoptionen, die sich in diversen Lebensstilen ausdrücken. Die Ablösung des Individuums von der Sozialstruktur ist der Problemzusammenhang, der zur Herausbildung und Ausdifferenzierung unterschiedlicher Lebensstile nötig ist (Hörning/Michailow 1990, S. 515 ff., Neckel 1991, S. 174 f.).<sup>8</sup> Für den Zusammenhang von Sozialstruktur und Lebensstilen wird

<sup>8</sup> Dies sieht bereits Georg Simmel (etwa 1989, S. 628 ff.), der die Bildung eines Lebensstils

in der gegenwärtigen soziologischen Ungleichheitsforschung entweder zustimmend oder ablehnend an die durch ethnologische Forschungsmethoden inspirierte Kulturosoziologie Bourdieus angeschlossen, die die Dimensionen strukturierter sozialer Ungleichheit durch eine Erweiterung der ökonomischen Perspektive detailliert zu fassen versucht.<sup>9</sup> Der Gegenstand der Soziologie Bourdieus ist

„jenes *geheimnisvolle* Doppelverhältnis zwischen dem Habitus – den dauerhaften und übertragbaren Systemen der Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsschemata, Ergebnis des Eingehens des Sozialen in die Körper (oder die biologischen Individuen) – und den Feldern – den Systemen der objektiven Beziehungen, Produkt des Eingehens des Sozialen in die Sachen oder in die Mechanismen, die gewissermaßen die Realität von physischen Objekten haben; und natürlich alles, was aus dieser Beziehung entsteht, das heißt die sozialen Praktiken und Vorstellungen oder die Felder, sobald sie sich in Form von wahrgenommenen und bewerteten Realitäten darstellen“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 160, Hervorhebung F. H.).

Praxis entsteht in Feldern, die sich im sozialen Raum anordnen. Das Handeln und die expressive Lebensgestaltung der sozialen Akteure, die die Praxis generieren, geschehen nicht voraussetzungslos, sie sind entscheidend vom sozialen Raum abhängig.

Die Theorie des sozialen Raums steht in der Tradition der klassischen Ungleichheitsforschung, da sie zunächst als eine Art „Sozialtopologie“ (Bourdieu 1985, S. 9) konzipiert ist. Bourdieu begreift die soziale Welt – er selbst vermeidet fast durchgehend den Begriff Gesellschaft zur Bezeichnung der Gesamtheit des Sozialen – als mehrdimensionalen sozialen Raum,

„dem bestimmte Unterscheidungs- und Verteilungsprinzipien zugrundeliegen; und zwar die Gesamtheit der Eigenschaften (bzw. Merkmale), die innerhalb eines sozialen Universums wirksam sind, das heißt darin ihrem Träger Stärke bzw. Macht verleihen“ (Bourdieu 1985, S. 9).

Er wählt demnach zur Analyse des Sozialen keinen substanziellen Ansatz, der nach dem Wesen der Gesellschaft fragt, sondern einen relationalen, weil „die Vorstellung des Raums [...] bereits das Prinzip einer relationalen Auffassung von der sozialen Welt“ (Bourdieu 1998, S. 48) enthält. Der Begriff sozialer Raum zielt nämlich auf die Statuspositionen der Einzelnen, die sie in Relation zueinander beziehen (vgl. etwa Bourdieu 1987, S. 195 ff., 1997 passim). Er will erfassen, wie soziale Akteure „*relative Positionen* in

---

als wichtiges Merkmal moderner, auf Geldwirtschaft basierender Gesellschaften fasst.

<sup>9</sup> Nach Konietzka (1995, S. 22 und öfter) lassen sich in der kulturosoziologischen Ungleichheitsforschung zwei Forschungsrichtungen unterscheiden, die als theoretische Konzeptionalisierungen des Lebensstilbegriffs konkurrieren: der Entstrukturierungs- und der Strukturierungsansatz (vgl. auch Eickelpasch 1998). Der erste geht von einer Lebensstilgesellschaft aus, in der unterschiedliche Stile des Lebens relativ unabhängig von sozialen Strukturen gewählt werden. Der zweite geht im Gegensatz dazu von den sozialstrukturellen Komponenten der Lebensführung, also von den Lebenslagen aus, so dass Lebensstile als Ausdruck, quasi als Epiphänomene der Sozialstruktur gefasst werden.

einem Raum von Relationen einnehmen, die, obgleich unsichtbar und empirisch stets schwer nachzuweisen, die realste Realität [...] und das reale Prinzip des Verhaltens der Individuen und der Gruppen darstellen“ (Bourdieu 1998, S. 48). Wie der geographische existiert ein sozialer Raum von Relationen, der ebenso wirksam ist. Darin sind „Stellenwechsel und Ortsveränderungen nur um den Preis von *Arbeit, Anstrengungen* und vor allem *Zeit* zu haben“ (Bourdieu 1985, S. 13, Hervorhebung F. H.).

Der soziale Raum, innerhalb dessen die unterschiedlichen Praxisformen virulent werden, ist ein Produkt der Geschichte und strukturiert sich durch die Relationen der unterschiedlichen Positionen, die von sozialen Akteuren besetzt werden. Innerhalb dieses Raums bildet sich nach Bourdieu in der Regel eine vertikale Hierarchie der Statuspositionen, indem bestimmte Dispositionen und Lebensweisen durch soziale Zuschreibungen im Rahmen eines Klassifikationssystems sozialer Werte in vergleichender Relation zueinander gesetzt werden. In den Worten Bourdieus:

„Am wichtigsten ist aber sicher wohl die Tatsache, daß die Problematik dieses Raums in ihm selbst thematisch wird, daß die Akteure ihm, dessen objektiver Charakter schwerlich zu leugnen ist, gegenüber Standpunkte einnehmen, die – häufig Ausdruck ihres Willens zu seiner Veränderung oder seinem ursprünglichen Erhalt – von den Positionen abhängen, die sie darin einnehmen“ (Bourdieu 1987, S. 277, Hervorhebung F. H.).

Die Struktur des sozialen Raums wird in der sozialen Praxis symbolisch verdoppelt, indem sich bestimmte kulturelle Praktiken als Zusatzdeutungen des Raums bilden. Kultur meint für Bourdieu dabei nicht, wie in der marxistischen Soziologie, den Überbau der ökonomischen Basis der Gesellschaft. Auch fasst er Kultur nicht – wie Parsons – als abgehobenen Werte- und Normenhimmel, der die Gesellschaft ordnet, integriert und zusammenhält. Bourdieus Kultursoziologie sieht Kultur nicht nur als außeralltägliche abstrakte Wertideen, sondern als alltägliche symbolische Dimension sozialen Lebens und Handelns. Kultur wird als *Handlungsrepertoire* verstanden, das im ständigen Klassifikationskampf um den sozialen Status im sozialen Raum als *symbolisches Kapital* eingesetzt wird (Müller 1994). Kultur steht nicht im Gegensatz zur Gesellschaft, sie wird als konstitutiver Bestandteil der Strukturierung des sozialen Raums verstanden.

Die kulturellen Praktiken der Einzelnen sind eng mit *sozialer Ungleichheit* verbunden, weil die verschiedenen soziokulturellen Praktiken gesellschaftlichen Klassifikationen und Bewertungen ausgesetzt sind. Durch empirische Beobachtung dieser Praktiken sozialer Akteure, die Bourdieu mit Mitarbeitern in den 1970er Jahren in einer breit angelegten empirischen Forschungsarbeit für Frankreich vornimmt (Bourdieu 1987), kommt er zu dem Ergebnis: Die Kultur der herrschenden Klasse definiert mit ihrem „Sinn für Distinktion“ durch kulturelle Praktiken wie Konsum klassischer Musik, Essenspraktiken und Kleidungsstil den guten Geschmack und verurteilt damit implizit die vulgäre Geschmacklosigkeit des allgemeinen Vol-

kes. Der „Sinn für Distinktion“ definiert, welche Lebensweise und welcher Lebensstil als wertvoll gilt (ebd., S. 405 ff.). Dieser kulturellen Hegemonie unterwerfen sich die untergeordneten Klassen, indem sie dem Lebensstil der oberen Klasse bildungsbeflissen nacheifern (Kleinbürgertum) (ebd., S. 500 ff.) oder einen „Geschmack der Notwendigkeit“ entwickeln (Arbeiterklasse) (ebd., S. 585 ff.), der sich als ursprünglich und lebensnah begreift und so von den übergeordneten Lebensstilen abgrenzt.

Bourdieu fasst Lebensstile als klassifizierbare symbolisch gesicherte Territorien des sozialen Raums mit festen Zugehörigkeits- und Ausschlussregeln, die sich über eine praktische Umsetzung des soziokulturellen Handlungsrepertoires formen, das in Form einer habituellen Verfügung über ungleich verteiltes ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital quasi eine „zweite Natur“ der sozialen Akteure ist (Berking/Neckel 1990, S. 482, Hörning/Michailow 1990, S. 502 f.). Lebensstile sind folglich symbolische *Sinnprovinzen* des sozialen Raums, die sich über selektive Sinngebungsprozesse herausbilden. Sie kondensieren ein soziokulturelles Handlungsrepertoire, auf das die Einzelnen zugreifen *müssen*, um den eigenen Stil des als individuell erlebten Lebens zu kreieren. Dabei differenzieren sich quantitativ signifikante Lebensstile aus, die den sozialen Raum der modernen Gesellschaft differenzieren, indem sie die *Statuspositionen* der sozialen Akteure, die symbolischen personalen Zuschreibungen, strukturieren. Lebensstile sind folglich der kulturelle Ausdruck einer Steigerung der Optionenvielfalt einer modernen Lebensgestaltung. Zudem legen die soziokulturellen Zuschreibungen, die über Distinktionen erzeugten sozialen Wertschätzungen unterschiedlicher Lebensstile, eine Statushierarchie der Lebensstile fest und strukturieren so den sozialen Raum (Hörning/Michailow 1990, S. 516).

Lebensstile bilden sich abhängig von der sozialen Lage eines sozialen Akteurs. Bourdieu hat mit seinem Habituskonzept das Vermittlungsproblem zwischen der Struktur des sozialen Raums, die die Lebenslage bestimmt, und der Ausdifferenzierung von Lebensstilen verstehbar gemacht. Er nimmt über den Habitusbegriff eine Vermittlung zwischen der sozialen Lebenslage und der soziokulturellen Praxis, die sich in Lebensstilen manifestiert, vor. Die heuristische Konstruktion des Habitus fungiert somit theoriotechnisch als Bindeglied zwischen Lebenslage und Lebensstil.<sup>10</sup> Der Begriff Lebenslage bezieht sich dabei auf die von ihnen zunächst nicht beeinflussbaren objektiven Lebensbedingungen von Individuen. Diese Lebensbedingungen sind geprägt von der Verfügbarkeit über *ökonomisches*,

---

<sup>10</sup> Der „Habitus ist Erzeugungsprinzip objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und Klassifikationssystem (principium divisionis) dieser Formen. In der Beziehung dieser beiden den Habitus definierenden Leistungen: der Hervorbringung klassifizierbarer Praxisformen und Werke zum einen, der Unterscheidung und Bewertung der Formen und Produkte (Geschmack) zum anderen, konstituiert sich die repräsentierte soziale Welt, mit anderen Worten der Raum der Lebensstile“ (Bourdieu 1987, S. 277).



soziales und kulturelles Kapital.<sup>11</sup>

Ökonomisches Kapital meint die *materielle* Ausstattung. Es geht um den Besitz und den Erwerb materieller Güter, die zur Lebensführung benötigt werden. Soziales Kapital bezieht sich auf die Möglichkeiten des Einzelnen auf soziale Beziehungen in bestimmten Personengruppen, die die Lebenslage prägen. Kulturelles Kapital meint die Verfügbarkeit über kulturelle Praktiken, die sich institutionell in Zeugnissen, Titeln und Bildungsabschlüssen ausdrückt. Kulturelles Kapital wird darüber hinaus inkorporiert, indem durch Sozialisation ein bestimmter Umgang mit objektiven Kulturgütern ausgebildet wird, so dass ein kulturelles Handlungsrepertoire des Einzelnen entsteht.

*Habitus* bezieht sich darauf, wie Lebensbedingungen in die Lebensführung der Einzelnen einfließen. Er bezeichnet einen Komplex von Denk- und Sichtweisen, Wahrnehmungsschemata, Prinzipien des Urteilens und Bewertens, der das Handeln, also die expressiven, sprachlichen und praktischen Äußerungen der sozialen Akteure strukturiert.

„Der Habitus bewirkt, daß die Gesamtheit der Praxisformen eines Akteurs [...] als Produkt der Anwendung identischer (oder wechselseitig austauschbarer) Schemata zugleich systematischen Charakter tragen und systematisch unterschieden sind von den konstitutiven Praxisformen eines anderen Lebensstils“ (Bourdieu 1987, S. 278).

Der Habitus bildet sich durch die Inkorporierung der vom Einzelnen nicht selbst bestimmbar Lebensbedingungen und ist so ein System der Einschränkung von Handlungsmöglichkeiten, das im Körper der Einzelnen verankert ist. Man muss sich ihn denken „als ein modus operandi, als das generierende Prinzip jener regelhaften Improvisationen, die man auch gesellschaftliche Praxis nennen kann“ (Krais 1993, S. 216). Denn nur der Habitus als geronnene Erfahrung, Produkt der Geschichte eines sozialen Akteurs, die zu seiner verinnerlichten zweiten Natur wurde, ermöglicht ihm adäquates Handeln, das zur Bildung eines Lebensstils führt. Über den Habitusbegriff wird sichtbar, wie soziale Herkunft, Sozialisation und aktuelle Erfahrung der sozialen Welt in die Formung von Lebensstilen eingehen.<sup>12</sup>

---

<sup>11</sup> Vgl. zu den Kapitalsorten Bourdieu 1992, S. 52 ff. Mit der Berücksichtigung des für die Lebenslage konstitutiven sozialen und kulturellen Kapitals entfernt sich Bourdieus Kultursoziologie von einer marxistischen Klassentheorie, die das ökonomische Kapital als einzig signifikante Quelle der Lebenslage bestimmt.

<sup>12</sup> Schon Max Weber sieht, dass soziale Ungleichheit nicht allein aus ungleicher Verteilung ökonomischer Werte resultiert, sondern auch an „soziale Ehre“ gebunden ist. Erst das Zusammenwirken von ökonomisch bedingter „Klassenlage“ und soziokulturell bedingter „ständischer Lage“ gibt für ihn Aufschluss über die „Machtverteilung innerhalb der Gemeinschaft“ (Weber 1980, S. 534), die sich als soziale Ungleichheit manifestiert. Bourdieus Unterscheidung zwischen ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital lehnt sich auch insofern an Max Weber an, als in Bourdieus Verständnis mit Kapital primär die Einflussmöglichkeiten sozialer Akteure, also Machtressourcen der Gesellschaft, gemeint sind, die ungleich auf bestimmte Trägergruppen verteilt sind (Bourdieu 1992, S. 52).

Das den Lebensstil konstituierende soziokulturelle Handlungsrepertoire der sozialen Akteure bildet sich durch die habituelle Verfügung über die Kapitalsorten. Die Lebenslage bestimmt Gestik, Sprachstil, Geschmack, Kleidung, Sozialverhalten, kurz: den Lebensstil (Bourdieu 1987, S. 281 f.). Gleichzeitig wird das soziokulturelle Handlungsrepertoire durch die alltägliche Lebensführung, durch die praktische Umsetzung des Lebensstils, permanent modifiziert bzw. abgestützt. Das Habituskonzept zeigt, dass die scheinbare Kontingenz und Multioptionalität der Lebensstilwahl durch die soziale Lebenslage begrenzt wird, obwohl Lebensstilen ein dynamisches Moment der Strukturierung des sozialen Raums innewohnt (Müller 1992, S. 349). Eine über den Habitusbegriff ermöglichte Analyse der soziokulturellen Praxis kann jedoch den eigenständigen Effekt von Lebensstilen bezüglich der Verarbeitung sozialer Ungleichheitslagen aufnehmen, indem der Lebensstil vor allem als Ausdruck spezifischer Lebenslagen im Kontext sozialer Ungleichheit beschrieben wird.

Bourdieu begreift die soziale Welt nicht als Raum, den Chancengleichheit kennzeichnet. Er zeigt vielmehr, dass die soziale Welt kein Glücksspiel mit vollkommener Konkurrenz und Gleichheit der Gewinnchancen ist. Der soziale Raum ist nach Bourdieu ein Kräftefeld, in dem bestimmbare Strukturen den sozialen Akteuren unterschiedliche Positionen zuweisen, die die Möglichkeiten für ein chancenreiches Leben prädisponieren. Die Finesse des Ansatzes ist, dass er mit seinem Habitusbegriff zeigen kann, wie die sozialen Akteure die Struktur des sozialen Raums durch ihre soziokulturelle Praxis ständig reproduzieren, ohne dabei zu unterstellen, stabile Strukturen seien zeitlos gegeben und könnten sich daher nicht wandeln. Er gibt aber zu bedenken, dass die Strukturen des sozialen Raums, die bereits vor der Geburt eines sozialen Akteurs vorhanden sind, die Dispositionen des Einzelnen zu einem Habitus formen, der sich zur „zweiten Natur“ verfestigt, die nicht wie ein Gewand abgelegt werden kann. Dieser Habitus generiert die soziokulturelle Praxis der sozialen Akteure als Lebensstile, die wiederum die durch soziale Ungleichheit gekennzeichnete Sozialstruktur des sozialen Raums reproduzieren. Diese theoretischen Aussagen gewinnt Bourdieu, dies scheint mir von besonderer Bedeutung zu sein, durch eine empirische Analyse der soziokulturellen Praxis von sozialen Akteuren. Seine kultursoziologische Argumentation ist nicht spekulativ, sondern empirisch fundiert.

#### 4 *Schluss*

Das Konzept sozialer Differenzierung ist eines der wenigen Konzepte, das der soziologischen Gesellschaftstheorie in ununterbrochener Tradition zur Verfügung steht, um theoretisch begründete Aussagen über die Struktur der Gesellschaft zu gewinnen. Es birgt, wie hier deutlich werden sollte, ein

hohes analytisches Potenzial, weil es Strukturmerkmale der modernen Gesellschaft identifizieren kann, indem voneinander abgrenzbare gesellschaftliche Teilbereiche in vergleichender Relation zueinander gestellt werden. Dies macht die Theorie sozialer Differenzierung auch für andere Sozialwissenschaften interessant, weil damit Anhaltspunkte für eine Spezifikation der Besonderheiten etwa moderner Erziehung, moderner Politik oder des modernen Kunstsystems bereitgestellt werden. Wichtig scheint mir, dass die klassische Fokussierung der Differenzierungstheorien auf die Integration der modernen Gesellschaft (Durkheim, Parsons) inzwischen zugunsten einer stärkeren Berücksichtigung der *Dynamik* und *Kontingenz* gesellschaftlicher Wirklichkeit (Luhmann) an Bedeutung verliert.

„Verfliegen ist die Illusion sukzessiver Annäherungen, die falsche Vorstellung von der Kumulation der Ergebnisse, der schrittweise fortschreitenden und systematischen Eroberung einer fachlichen rationalen Ordnung, die vorab in der Welt schon existiert“ (Castoriadis 1981, S. 11).

Den Theorien sozialer Differenzierung geht es im Sinne von Castoriadis' Aussage inzwischen vorrangig darum, die strukturelle Vielfalt der modernen Gesellschaftsstruktur zu identifizieren, ohne die Vielfalt in ein vorgefertigtes Konzept sozialer Ordnung zu zwingen.

Neben den Theorien horizontaler Differenzierung berücksichtigen auch die Theorien vertikaler Differenzierung in der gegenwärtigen Theoriediskussion die strukturelle Vielfalt der Quellen sozialer Ungleichheit, indem sie mit den Mitteln der soziokulturellen Ethnographie unterschiedliche Lebensstile identifizieren und in Relation zueinander stellen. Das kultursoziologische Lebensstilkonzept kann die strukturierte soziale Ungleichheit sichtbar machen, wenn mit ihm die alltäglichen Formen des Klassifikationskampfes um den sozialen Status abgebildet und erklärt werden können. Dabei wird zunehmend wichtig, die Differenz zwischen verschiedenen Lebensstilen und Kulturmustern hervorzuheben und darauf zu insistieren, diese Differenzen nicht zugunsten einer traditionellen Integrationstheorie zu verwischen (vgl. hierzu exemplarisch Fuchs 1999).

Ein Manko der soziologischen Theorien sozialer Differenzierung ist, dass es bisher nicht gelang, die Theorien horizontaler und vertikaler Differenzierung zu verbinden. Beide stehen noch immer weitgehend nebeneinander, obwohl sich funktionale Differenzierung und strukturierte soziale Ungleichheit nicht getrennt voneinander analysieren lassen, weil sie sich gegenseitig bedingen. Eine Theorie der modernen Gesellschaft, die das differenzierungstheoretische Potenzial der soziologischen Theoriebildung auszuschöpfen vermag, wird sich der Aufgabe stellen müssen, die auf hohem theoretischen Niveau entwickelte Theorie funktionaler Differenzierung systemtheoretischer Provenienz mit der elaborierten kultursoziologischen Ungleichheitsforschung zu vermitteln, um der strukturellen Vielfalt moderner sozialer Differenzierungsprozesse gerecht werden zu können.

## Literatur

- Beck, Ulrich 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Berger, Peter A./Hradil, Stefan (Hg.) 1990: Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen: Otto Schwartz & Co
- Berking, Helmut/Neckel, Sighard 1990: Die Politik der Lebensstile in einem Berliner Bezirk. Zu einigen Formen nachtraditionaler Vergemeinschaftung. In: Berger/Hradil (Hg.) 1990, S. 481-500
- Bohnen, Alfred 1994: Die Systemtheorie und das Dogma von der Irreduzibilität des Sozialen. In: Zeitschrift für Soziologie, 23. Jg. 1994, S. 292-305
- Bourdieu, Pierre 1985: Sozialer Raum und Klassen. leçon sur la leçon. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre 1992: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg: VSA
- Bourdieu, Pierre 1993: Soziologische Fragen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre 1997: Ortseffekte. In: Bourdieu, Pierre u. a. 1997, S. 159-167
- Bourdieu, Pierre 1998: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre u. a. 1997: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. 1996: Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D. 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 95-249
- Castoriadis, Cornelius 1981: Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Durkheim, Emile 1984a: Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Durkheim, Emile 1984b: Erziehung, Moral und Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Durkheim, Emile 1991a: Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Durkheim, Emile 1991b: Physik der Sitten und des Rechts. Vorlesungen zur Soziologie der Moral. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Durkheim, Emile 1992: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Eickelpasch, Rolf 1998: Struktur oder Kultur? Konzeptionelle Probleme der soziologischen Lebensstilanalyse. In: Hillebrandt, Frank/Kmeier, Gerog/Kraemer, Klaus (Hg.) 1998: Verlust der Sicherheit? Lebensstile zwischen Multioptionalität und Knappheit. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-25
- Fuchs, Martin 1999: Kampf um Differenz. Repräsentation, Subjektivität und soziale Bewegungen. Das Beispiel Indien. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Gilgenmann, Klaus 1986: Sozialisation als Evolution psychischer Systeme. Ein Beitrag zur systemtheoretischen Rekonstruktion von Sozialisationstheorie. In: Unverferth, Hans-Jürgen (Hg.) 1986: System und Selbstproduktion. Zur Erschließung eines neuen Paradigmas in den Sozialwissenschaften, Frankfurt/M./Bern/New York: Lang, S. 91-165
- Hillebrandt, Frank 1999: Exklusionsindividualität. Moderne Gesellschaftsstruktur und die soziale Konstruktion des Menschen. Opladen: Leseke + Budrich
- Hillebrandt, Frank 2000: Klasse der Entbehrlichen. Grenzen funktionalistischer Gesellschaftstheorie. In: Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hg.) 2000: Geschlecht -

- Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen: Leske + Budrich (im Erscheinen)
- Hörning, Karl H./Michailow, Matthias 1990: Lebensstil als Vergesellschaftungsform. In: Berger/Hradil (Hg.) 1990, S. 501-521
- Kiss, Gábor 1990: Grundzüge und Entwicklung der Luhmannschen Systemtheorie. 2., neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Klett
- Konietzka, Dirk 1995: Lebensstile im sozialstrukturellen Kontext. Zur Analyse soziokultureller Ungleichheiten. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Krais, Beate 1993: Geschlechterverhältnis und symbolische Gewalt. In: Gebauer, Gunter/Wulf, Christoph (Hg.) 1993: Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 208-250
- Luhmann, Niklas 1981a: Wie ist soziale Ordnung möglich? In: Luhmann, Niklas 1981: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Bd. 2, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 195-285
- Luhmann, Niklas 1981b: Soziologische Aufklärung 3. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Luhmann, Niklas 1984: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Luhmann, Niklas 1988a: Neuere Entwicklungen in der Systemtheorie. In: Merkur, 42. Jg., 1988, S. 292-300
- Luhmann, Niklas 1988b: Warum AGIL? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 40. Jg., 1988, S. 127-139
- Luhmann, Niklas 1989: Individuum, Individualität, Individualismus. In: Luhmann, Niklas 1989: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft. Band 3, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 149-258
- Luhmann, Niklas 1990: Identität – was oder wie? In: Luhmann, Niklas 1990: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 14-30
- Luhmann Niklas 1994: Gesellschaft als Differenz. In: Zeitschrift für Soziologie, 23. Jg., 1994, S. 477-481
- Luhmann, Niklas 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Mead, George Herbert 1980: Die soziale Identität. In: Mead, George Herbert 1980: Gesammelte Aufsätze. Band 1, herausgegeben und eingeleitet von Hans Joas, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 241-249
- Müller, Hans-Peter 1989: Lebensstile. Ein neues Paradigma in der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 41. Jg., 1989, S. 53-71
- Müller, Hans-Peter 1992: Sozialstruktur und Lebensstile. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Müller, Hans-Peter 1994: Kultur und soziale Ungleichheit. In: Mörth, Ingo/Fröhlich, Gerhard (Hg.) 1994: Das symbolische Kapital der Lebensstile. Zur Kulturosoziologie nach Pierre Bourdieu. Frankfurt/M./New York: Campus, S. 53-71
- Müller, Hans-Peter/Schmid, Michael 1992: Arbeitsteilung, Solidarität und Moral. Nachwort. In: Durkheim 1992, S. 481-532
- Müller, Hans-Peter/Weihrich, Margit 1991: Lebensweise und Lebensstil. Zur Soziologie moderner Lebensführung. In: Vetter, Hans-Rolf (Hg.) 1991: Muster moderner Lebensführung. Ansätze und Perspektiven. München: DJI, S. 89-129
- Neckel, Sighard 1991: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt/M., New York: Campus
- Parsons, Talcott 1966: The Social System. New York: Free Press
- Parsons, Talcott 1967: Sociological Theory and Modern Society. New York: Free Press

- Parsons, Talcott 1976: Zur Theorie sozialer Systeme. Herausgegeben von Stefan Jensen, Opladen: Westdeutscher Verlag
- Peters, Bernhard 1993: Integration moderner Gesellschaften. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Schimank, Uwe 1995: Teilsystemevolution und Akteurstrategien: Die zwei Seiten struktureller Dynamiken moderner Gesellschaften. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie, 1. Jg., 1995, S. 73-100
- Schimank, Uwe 1996: Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. Opladen: Leske + Budrich
- Stichweh, Rudolf 1991: Der frühmoderne Staat und die europäische Universität. Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozeß ihrer Ausdifferenzierung (16.-18. Jahrhundert). Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Simmel, Georg 1989: Philosophie des Geldes. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Wagner, Gerhard 1993: Gesellschaftstheorie als politische Theologie? Zur Kritik und Überwindung der Theorien normativer Integration. Berlin: Duncker & Humblot
- Weber, Max 1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Studienausgabe, Tübingen: Mohr
- Willke, Helmut 1987: Differenzierung und Integration in Luhmanns Theorie sozialer Systeme. In: Haferkamp, Hans/Schmid, Michael (Hg.) 1987: Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 247-274